

Jugendarbeit zwischen Sozialstudien und Alltagspraxis

Als ich vor etwa acht Jahren die Leitung zunächst einer und später dann noch einer weiteren Kirchengemeinde in dem westlichen Frankfurter Arbeitervorort Nied übernahm¹, ahnte ich nicht, daß ich in meiner Tätigkeit überwiegend mit Problemen der Jugendarbeit befaßt sein würde, und daß am Ende ein kleines „Imperium“ von fünf Discotheken, fünf Sozialpädagogen und einem Stab von ehrenamtlichen Mitarbeitern stehen würde, das sich in seiner Leistung mit einem städtischen Jugendzentrum durchaus messen konnte, außer vielleicht dem Etat, denn der umfaßte allenfalls ein um 80 Prozent reduziertes Volumen.

Auslösender Faktor für eine neue Gangart in der Jugendarbeit der Gemeinden in dieser rd. 15000 Bürger beheimatenden Schlaf- und Wohnvorstadt war die Beobachtung, daß von der Hauptschule, die sich in der Gemeinde befindet, kein einziger Schüler und keine einzige Schülerin in irgendeiner Gruppe der Gemeinde mittat, und das in einem Stadtteil, in dem die Gymnasiasten eine verschwindend geringe Zahl ausmachten. Es schien, als hätte sich die Gemeinde die süßen Rosinen aus dem großen Kuchen herausgepickt, um mit ihnen das Idyll einer bewahrenden, pflegenden und umsorgenden Jugendarbeit zu treiben, in die man „seine Kinder beruhigt schicken konnte“, ganz gewiß, daß sie nicht in irgendeiner Weise politisch, ästhetisch oder gar religiös verhetzt oder verzogen wurden. Als Fazit ergab sich, daß die Jugendarbeit in den Gemeinden der Bevölkerungsstruktur des Stadtteils nicht gerecht wurde.

Ein erster Weg zur Behebung dieses Mißstands war der Versuch, die bestehende Jugendarbeit aufzuteilen, und zwar in schulwelt- und arbeitsweltorientierte Gruppen. Das sollte bedeuten, daß neben den Besuchern der weiterführenden Schulen vor allem Hauptschüler und Auszubildende in gesonderten Gruppen einen Platz finden konnten; denn es war eine Erfahrungstatsache, daß in den bestehenden Gruppen die sprachgewaltigeren Gymnasiasten meistens den Ton angaben und damit alle diejenigen abgestoßen wurden, die sich nicht in das Milieu des in der Kirche ohnehin gezüchteten Wortmonopols einzufügen wußten. Rigoros wurde darauf geachtet, daß in neugegründeten Gruppen kein einziger Besucher einer weiterführenden Schule Mitglied war.

Die Trennung in die beiden Bereiche war äußerst umstritten, sowohl bei den Eltern wie bei den Mittelschichtjugendlichen. Immer wieder wurde behauptet, Freundschaft zwischen Jugendlichen sei alltagswelt- und schichtübergreifend. Es war nicht leicht, diese hartnäckige Behauptung aufzubrechen. Die Hinweise

verfingen nicht, daß es keine Hauptschüler in den Gruppen gab, daß dort die Gymnasiasten dominierten, daß kein Auszubildender als Gruppenleiter fungierte, und daß insgesamt Jugendliche aus den Arbeitsweltbereichen an den Rand gedrückt und ausgegrenzt wurden.

Der andauernde Streit wurde schließlich durch ein äußeres Ereignis beendet, als nämlich im Zusammenhang mit dem Einbau eines Speisewagens der Deutschen Bundesbahn sozusagen über Nacht eine Treffmöglichkeit für die arbeitenden Jugendlichen geschaffen wurde. Die Gemeinde, die mit dem Speisewagenprojekt zunächst die christkatholischen Sehnsüchte eines harmonisierenden und integrierenden Gemeindetreffs für alle Gruppen, Richtungen und Mentalitäten verbunden hatte, gab diese Träume sehr schnell auf und nahm die Jugendlichen, die sich testweise in ihren Räumen einfanden, ohne Wenn und Aber an. Der Speisewagen aus dem Jahr 1938 wurde, wie es in einer Sendung des Hessischen Rundfunks vom 28. Dezember 1983 hieß, zum „dominierenden Ziel für die Jugendarbeit“: „Mit Sprüchen wie ‚Speisewagen-Feeling‘ oder ‚Hier zapft der Pfarrer selbst das Bier‘ machten die Jugendlichen ihrer Freude über den Nieder Jungentreff Luft.“

Mit dem Speisewagen wurde der Weg zu einer offenen Jugendarbeit eingeschlagen. Von Anfang an war klar, daß eine solche Arbeit ohne fachlich ausgebildetes Personal nicht zu verantworten war. Mit Unterstützung der Stadt Frankfurt gelang es, zunächst eine Freizeitkraft, dann aber eine volle pädagogische Mitarbeiterin einzustellen. Das „Offene Jugendzentrum Speisewagen“ nahm denn auch sehr schnell einen steilen Aufschwung. Während der „großen Zeiten“ kamen in den integrierten Treff, der jetzt aus der offenen und der traditionell orientierten Jugendarbeit bestand, wöchentlich ca. 600 Jugendliche. Jeden Abend waren die Räume von 18 bis 22 Uhr geöffnet. Die Zahlen pendelten sich dann auf etwa 500 Jugendliche ein. Aufgrund weiterer Förderungsmaßnahmen durch die Bundesanstalt für Arbeit und die Stadt konnten später noch weitere Sozialpädagogen und zusätzliche ehrenamtliche Mitarbeiter gewonnen werden.

Diese Arbeit, das Ringen um den Kurs, das Aufarbeiten der Probleme und Konflikte, die damit zusammenhingen, haben in der Folge das Alltagsleben der Gemeinde weitgehend verändert. Das lag unter anderem auch daran, daß die offene Jugendarbeit ein integrierter Bestandteil der Gemeindearbeit selbst war und nicht sozusagen „locker“ in liberaler Trägerschaft geduldet wurde. Hilfreich war in dieser pastoralen Auseinandersetzung das Aufarbeiten der jugendsoziologischen Theorie, die uns Perspektiven eröffnete, die Herausforderungen der Praxis zu erkennen und aufzugreifen.

An drei Punkten sei versucht, diesen Kreuzungsbereich zwischen Theorie und Praxis, wie er diese Arbeit bestimmt hat, zu verdeutlichen: Gewalt, jugendliche Altersgruppen, Religion.

Gewalt

Eines der schwierigsten und heikelsten Themen in der Jugendarbeit war das der Gewalt. Ohne Zweifel stellte dieser Punkt die größte Herausforderung an die Gemeinde dar. Gewalt in der harten Form von Schlägereien, zertrümmerten Scheiben, demolierten Autos, beschädigten Bänken, beschmierten Wänden hatte es immer schon in diesem Stadtteil gegeben. Gewalt in ihren feineren Varianten wie Lärmbelästigung, Aufheulen von Motorrädern oder Mopeds, laute Musik und ähnliches waren ebenfalls an der Tagesordnung. Sie wurden wahrgenommen auf Plätzen, Höfen, Kinderspielwiesen oder an den Rändern der Siedlungen. Nun auf einmal waren diese Arten von Gewalt auch in den eigenen Räumen gang und gäbe.

Mit der neuen Gangart in der Jugendarbeit wurde Gewalt erfahren, und das nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv. Objektiv waren es die zerschlagenen Scheiben und Türen, die abgerissenen Waschbecken, die eingetretenen Toiletten-türen, die hingeschmierten Hakenkreuze; objektiv sichtbar war das mehrfache Eingreifen der Polizeistreife. Subjektiv schrie aus allen diesen Tatsachen für alle Mitarbeitenden eine Realität, die nun auch zur persönlichen Erfahrung wurde und die zu einer Solidarisierung und Identifizierung mit den Jugendlichen führte. Denn im Nu erfuhren wir durch Kritik, Verdächtigungen und Unterstellungen seitens Erwachsener, daß es auch noch andere Arten von Gewalt gab und daß man sich persönlich ganz schön anstrengen mußte, um den eingeschlagenen Kurs einzuhalten.

Daß es sich bei zunehmendem Einzug von Lärm und Gewalt in die Räume der Gemeinde lediglich um die Verlagerung der Phänomene handelte, war vielen betroffenen Nachbarn und sogenannten anständigen Bürgern nicht klarzumachen; daß sich dabei andere Zonen beruhigten, ja daß zuvor eher erschreckte Senioren bescheinigten, man könne sich nun bei anbrechender Dunkelheit wieder beruhigter nach Hause begeben, wurde nicht beachtet. Das Thema Gewalt stand im Raum und schied die Geister. Gewalt in Form von Spannungen unter Jugendlichen, zwischen Jugendlichen und Erwachsenen und zwischen Pädagogen und Nachbarn machten unentwegt von sich reden².

Gewalt unter Jugendlichen – das Leben dieser jungen Menschen war geprägt von einer lärmenden Extrovertiertheit, dabei aber doch zugleich auch von einer rauen Gemütlichkeit und nicht zuletzt von einem immer wieder demonstrativen Zurschaustellen körperlicher Kraft. Die Beziehungen untereinander wurden gewissermaßen ausgelebt; sie waren nicht so stark reguliert wie bei den mittelständischen Erwachsenen. Das kam oft in den rowdyhaften Scheinkämpfen zum Ausdruck, im Hin- und Herschubsen, in vorgetäuschten Boxhieben oder in den trommelähnlichen Schlägen auf den Nacken. Auch mit den Sachen gingen sie rauh um. Im Speisewagen stand einmal eine Musikbox, die immer wieder „ihren Geist aufgab“. Eines Tages machte sich einer daran, sie zu reparieren, und begann sie auseinander-

zunehmen. Am Ende beteiligten sich andere mit kräftigen Tritten und Schlägen unter Geheul und Gegröle am Demolieren dieser Musikbox. Wir lernten dabei, daß es keinen Sinn hat, derart sensible Geräte in einem Jugendzentrum wie dem unsrigen aufzustellen. Es dauerte aber noch eine Weile, bis wir das begriffen; die ganze Aktion wiederholte sich mit einigen Flipperautomaten, bis wir dann letztlich nur noch robuste Tischfußballspiele aufstellten.

Es war nicht leicht, gegen Ende der Feten die durch banalste Mißverständnisse ausgelösten Schlägereien mitanzusehen: zwei bekommen Händel, zu jedem gesellen sich Verteidiger, und am Ende artet die friedlichste Fete in einen kräftigen Schlagabtausch aus. Dabei spielte die Aggressionssucht eine Rolle, die absolut „die Luft rauslassen“ mußte.

Der rauhe Umgangsstil ist ausgefeilt maskulin. Schon die äußere Erscheinung wird auf aggressiv männlich getrimmt. Die Motorradjacke, die Leder-, Nieten- oder Jeanshosen gaben ein hartes Aussehen. Schwere Stiefel erinnerten an Militär, und überhaupt entwickelte sich die Mode in den letzten Jahren sehr stark zum Military-Look hin. Tätowierungen auf Händen, Armen und auf der Brust waren weit verbreitet, ebenso durchstochene Ohren, in die die seltsamsten Gegenstände hineingehängt wurden.

Waren die Rowdies, Rocker oder Typen im allgemeinen empörend, schockierend und anstößig für die Gesellschaft, und verschaffte ihnen das Schockiertsein und Ärgerniserregen der Erwachsenen eine tiefe Befriedigung, so stellten sie doch letzten Endes die Struktur der Gesellschaft nicht in Frage, sondern provozierten sie vielmehr. Konventionell und traditionalistisch war auch ihre Einstellung zu Frauen. Sie hatten ihren festen Platz im zweiten Glied und für gewöhnlich nichts zu melden. Skeptisch und distanziert war ihr Verhältnis zu den härteren Drogen, solange der Prozeß einer allgemeinen Demoralisierung diese Distanz nicht einholte. Auch der Ausländerhaß, die Ablehnung alles Fremden gehört hierher. Sie wollten keine Weltveränderung. Ihre Schocks und Ärgernisse arbeiteten im Grunde nur an der Oberfläche. Sie waren frech, schockierend, verblüffend, anekelnd, unbotmäßig, beleidigend. Doch niemals stellten sie eine grundlegende politische Forderung auf. Ihre Welt war unkompliziert, handfest und konkret. Möglichkeiten zu erforschen, wie man die Welt außerhalb ihres Bereichs anders organisieren könnte, interessierte sie nicht.

Solcher Gewalterfahrung zu begegnen, war die schwierigste Herausforderung in den langen Jahren unserer Jugendarbeit. Doch diese Situation zu verstehen, ihr mit wachsender Gelassenheit zuzuschauen, sich dabei einer Realität zu beugen, die man nicht ändern konnte, dazu waren einige Jugenduntersuchungen hilfreich, vor allem die sehr offene und ehrliche Auseinandersetzung der Eidgenössischen Kommission für Jugendfragen, die sie 1980 angesichts der Zürcher Krawalle vorgelegt hat. Hier findet sich eine erste Einordnung der Phänomene: „Gewalttätigkeit und Radikalität sind Folgen einer Isolation, unter der in unserer Gesell-

schaft sehr viele Menschen aller Generationen leiden. Nicht zufällig tauchen bei fast allen ernsthaften Versuchen, sich mit den Ursachen der Jugendunruhen zu befassen, Stichworte wie ‚Sprachlosigkeit‘, ‚Kommunikationsverlust‘, ‚Verständnislosigkeit‘, ‚Entfremdung‘, ‚Lieblosigkeit‘ und ähnliches auf.“³

Für uns war die Einsicht wichtig, daß in diesen sensibel und einführend analysierenden Ausführungen das Phänomen der Gewalt unter Jugendlichen nicht als reine Zerstörungswut verstanden wird, die es zu unterdrücken gilt, sondern daß sie als Ausdruck eines Protests gegen eine Welt gesehen wird, in der materialistische Werte dominieren; als ein demonstrativer Angriff auf Objekte und Einrichtungen, die als Symbole dieser Unterdrückung erscheinen. Vor allen Dingen machen sie darauf aufmerksam, daß Gewalt häufig in einem direkten Zusammenhang steht mit den Erfahrungen, mit denen junge Menschen aufgewachsen sind bzw. in denen sie stehen.

Diese und andere Untersuchungen⁴ zur Situation von Heranwachsenden in modernen Großstädten haben uns zu der beruhigenden Einsicht freigesetzt, daß die Jugendlichen unseres Gemeindezentrums vor ihrem Hintergrund, dem sie entstammen, zu sehen sind. So wenig „angepaßt“ sie sich auch geben, es sind Menschen, die nie eine Chance hatten, sich wirklich zu entfalten und zu entwickeln. In der Regel haben sie keine ausreichende schulische oder berufliche Ausbildung und sind in der Tendenz in der Gruppe relativ stark betroffen von der Arbeitslosigkeit und dem sehr früh einsetzenden Prozeß sozialer Verelendung. Selten haben sie eine emotionale und soziale Sicherheit in ihrer Familie kennengelernt, weil diese meist von entsprechenden Zwängen besetzt und geprägt war. Einige von ihnen haben eine langjährige Heimerfahrung, und eigentlich die meisten standen schon in Konflikt mit dem Gesetz. Mangel an Geld und Abhängigkeit vom Alkohol war ihnen Erfahrung bei den eigenen Eltern, und in ihrem Verhalten und in ihren Beziehungen untereinander spiegelt sich eigentlich genau das wider, was sie gelernt oder besser, was sie nicht gelernt haben. Oft sind sie nicht imstande, eine dauerhafte Partnerschaft einzugehen, weil es ihnen an einer grundlegenden Fähigkeit fehlt: sich ein eigenes, unabhängiges Leben aufzubauen. Aggression, Resignation, Mißtrauen bilden vielmehr ihr Verhalten.

Tieferliegende Perspektiven dieser Zusammenhänge eröffnete dann eine Studie des Forschungszentrums für zeitgenössische Kulturanalyse an der Universität Birmingham. Hier war es vor allem die Studie von Paul Willis „Profane Culture“⁵. Sie stellt die Gewalterfahrung bei jungen Menschen in einen größeren kulturellen Zusammenhang und geht von der These aus, daß Minderheitengruppen einer Gesellschaft wie Jugendliche der Unterschicht in einem Arbeitervorort sich nicht nur als die Opfer eines sozialen Systems verstehen, das sich überwältigend vor ihnen auftürmt, sondern zugleich auch darauf aus sind, eine eigene kraftvolle Kultur aufzubauen. Diese These hielt uns dazu an, von den Jugendlichen selbst auszugehen, so wie wir sie erleben und beobachten, und sie anzunehmen.

Das machte uns zunächst zu Lernenden. Nicht die Jugendlichen, sondern wir Mitarbeiter im Jugendzentrum waren dabei, uns zu verändern, oder besser gesagt, uns selbst neu kennenzulernen. Auf der anderen Seite wurden in uns Wahrnehmungsfähigkeiten freigesetzt, die uns die neuen Perspektiven sehen ließen, zum Beispiel wie diese Jugendlichen in einer für sie unbeständigen Welt an realen und handfesten Dingen ihres Alltags arbeiteten und dabei einen besonderen Stil, ein Bewußtsein und Erlebnisgefühl entwickelten. Es war eine eigene Welt, in der sie lebten, in der sie sich auskannten. Und in dieser Welt entfalteten sie kreative Prozesse, in deren Rahmen sich dann das entwickelte, was man als ihre eigene Identität ausmachen kann⁶. Genau dieser Aufbau einer eigenen Identität ist es, der einem kulturellen Prozeß und einer kulturellen Erfahrung entstammt. Paul Willis sieht „kulturelle Erfahrung im wesentlichen als gemeinsame materielle Erfahrung... Sie kommt aus dem direkten Beteiligtsein an einer Alltagswelt. Aus einer Beziehung zum Gewöhnlichen, zum Nebensächlichen, und aus dem Ansammeln konkreter Lehren gelangen Individuen *in Gruppen* zur Erkenntnis ihrer Subjektivität... Geschmack, Gefühle, Vorlieben und Abneigungen entwickeln sich in genauer Abstimmung mit der konkreten Welt.“⁷

Die Auseinandersetzung mit den Untersuchungen des Forschungszentrums für zeitgenössische Kulturanalyse in Birmingham⁸ erlaubte mehr und mehr eine vorurteilsfreie Begegnung mit den Jugendlichen. Wir verdanken gerade dieser sozialwissenschaftlichen Position die innere Freiheit, uns auf die Begegnung mit diesen Jugendlichen einzustellen.

Was sind weitere Lernerfahrungen, die sich aus der Überkreuzung einer direkten Konfrontation mit Gewalt bei Jugendlichen und deren theoretischer Analyse ergeben haben? Die wichtigste ist die Veränderung unserer eigenen Einstellung. Wir lernten im Verlauf der Jahre angesichts von Gewalt Ruhe zu bewahren und sie nicht noch durch eigene gewaltsame Eingriffe zu eskalieren. „Gewalt an sich auslaufen lassen“, so heißt eine christlich-romantische Idee; angesichts von Gewalt Ruhe zu bewahren und Übersicht zu behalten, so ließe sich unsere Praxis definieren⁹. Aber wir lernten noch etwas anderes: robustes Bauen, allmähliches Auswechseln von empfindsamen Fensterscheiben durch Blech, Holz und Eisen, Ersatztüren für Toiletten bei Gemeindeveranstaltungen, Waschbecken, die etwas aushalten.

Jugendliche Altersgruppen

Diese Erfahrungen erweiterten den Blick, den Stadtteil als in Gruppen strukturiert wahrzunehmen. Sollte die stadtteilbezogene Arbeit weitergehen, dann mußte sie sich auf die konkreten Gruppen ausrichten. Auf Anhieb ließen sich acht Gruppen von Jugendlichen ausmachen mit einem Mitgliederstand von je zehn bis

zwölf Jugendlichen. Neben der alten „Stand-Greif“-Gruppe, die sich in „Gruppe Georgskeller“ umbenannte, waren es die „Dragons“, die „Discos“, die „Playboys“, die „Old-Warriors“ und die Gruppen „Parkstadt“, „Spielplatz“ und „Niddabrücke“. Sie traten jetzt verstärkt an uns heran, besonders im Winter, wenn sie keinen wettergeschützten Treffpunkt hatten. Was wir früher als „starken Besuch“, „voll gewesen“, „ging schwer was ab“ registrierten, wußten wir jetzt zu differenzieren. Das Jugendzentrum wurde nicht quantitativ stärker beansprucht, sondern es wurde von den meisten Cliques im Stadtteil akzeptiert.

Das Phänomen der jugendlichen Altersgruppen begegnet seit einer ganzen Reihe von Jahren in der soziologischen Literatur, und zwar sowohl in der allgemeinen Jugendsoziologie wie auch in den meisten Einzeluntersuchungen. Im Hintergrund steht das Theorem von der „strukturellen Alterssegregation“, das heißt die Beobachtung der augenfälligen Tatsache, daß die sozialen Beziehungen sich in der modernen Gesellschaft gegenüber den früheren umgruppiert haben. In der Tendenz gibt es mehr und mehr soziale Kontakte zwischen Angehörigen der gleichen Altersstufe und weniger mit denen anderer Generationen. Diese Entwicklung wird vor allem auf die Umgestaltung des Bildungswesens zurückgeführt, die wiederum eine Funktion der Entwicklung der modernen Gesellschaft ist. Zunehmend werden die Kontakte zwischen der gleichen Altersstufe gefördert, weil das Bildungswesen sich ausgeprägt hat. Das bedeutet, daß die „Lebensphase“, in der viele junge Gleichaltrige von wenigen, altersmäßig weit entfernten Erwachsenen und ihrem Urteil über sie abhängig sind, immer länger und immer häufiger wird¹⁰. Die Folge ist, daß sich die jugendlichen Lebensvollzüge, die eigentlich immer schon einen mehr oder weniger ausdrücklichen Gruppencharakter besaßen, sich immer weiter zu einem festen Interaktionsfeld verdichten. Dies führt schließlich zu der Vermutung, daß es in der modernen Gesellschaft in der Hauptsache die jugendlichen Gruppen sind, die den natürlichen Identifikationsraum des Jugendlichen abgeben und von daher eine wichtige Funktion im Gesamt der Sozialisation einnehmen.

Seit Jahrzehnten ist das Theorem der jugendlichen Altersgruppen immer wieder in der Soziologie diskutiert worden, und zwar im Hinblick auf die Frage, ob es sich dabei zu einer eigenen jugendlichen Teilkultur ausbildet oder nicht. Es ist die Frage, ob der jugendliche Gruppenzusammenhang eine „Gesellschaft der Altersgleichen“ oder eine eigene „Jugendkultur“ oder gar eine „Sub- bzw. Gegenkultur“ darstellt.

Die Erfahrungen in Nied haben für uns mehr und mehr die These plausibel gemacht, die von einer jugendlichen Teilkultur behauptet wird. Der Soziologe Friedhelm Neidhardt¹¹ unterscheidet im Anschluß an Forschungen von Leopold Rosenmayr und Henrik Kreutz sechs Merkmale jugendlicher Gruppenbildungen:

1. *Geschlechtsspezifisch*. Jugendliche Altersgruppen sind in der Tendenz geschlechtsspezifisch. Diese These deckt sich mit der Nieder Erfahrung insofern, als

die meisten Gruppen nur von Jungen gebildet werden, und daß es bei gemischten Gruppen in der Tendenz zu Schwierigkeiten und Konflikten kommt, die zu einer Aufspaltung im Sinn einer Geschlechtertrennung führen; das Gruppenbedürfnis bei Mädchen kann sich nur in der Bildung einer eigenen Mädchengruppe niederschlagen, die sich dann im Kreis der anderen jungen Gruppen behaupten muß.

2. *Gleiche soziale Schicht.* Jugendliche Altersgruppen gehören meistens der gleichen sozialen Schicht an. Die Bevölkerung im Stadtteil Nied ist relativ homogen. Es sind in der überwiegenden Mehrzahl Arbeitnehmer im Bereich der Chemieindustrie und der Deutschen Bundesbahn. Wenngleich diese Arbeitnehmerschicht differenziert ist, so gibt es doch eine relative Konzentration von einfachen Facharbeitern und Fachhilfsarbeitern. Dazu gehören die Angelernten und im Bereich der Jugendlichen die, die in der Ausbildung sind. Relativ gering ist der Anteil der Ausländer, und nur ausnahmsweise finden sich Besucher von weiterführenden Schulen unter denen, die ins Jugendzentrum kommen. Die Jugendlichen sind schichtmäßig unter sich.

3. *Wenig organisiert.* Die jugendlichen Gruppen sind relativ wenig organisiert. Diese allgemeine Kennzeichnung traf in Nied nicht ganz zu, weil hier die Gruppen einen festeren Zusammenhalt nach innen und eine größere Abgrenzung zu anderen Gruppen ausgebildet haben. Gruppenleiter hatten eine feste Position, weil Hierarchisierungen stark ausgebildet waren. Natürlich spielten gruppeninterne Normen, Sprachregelungen, Kleidungsstücke, Probleme, Musikstücke eine wichtige Rolle.

4. *Geringe Stabilität.* Jugendliche Altersgruppen haben eine geringe Stabilität. An den Cliques läßt sich eine seltsame ambivalente Beobachtung machen. Einerseits weisen sie starke Züge eines außerordentlichen Zusammenhalts auf, andererseits können sie sich aber auch sehr schnell transformieren bzw. auflösen. Eine dominierende Rolle spielt dabei natürlich die Tendenz zu einer festen Bindung an einen Partner. Das führt nicht selten zur Isolation des Gruppenmitglieds, zu einzelnen Austritten oder gar zur Auflösung der Gruppe. Zudem spielt die Festlegung der beruflichen Situation und jede Art des Selbstwertungsprozesses eine Rolle, so daß eigentlich jede dieser Gruppen nach einer Phase festen Zusammenhalts von der Auflösung bedroht ist.

5. *Geringe Hafttiefe.* Josef Pieper spricht im Hinblick auf jugendliche Altersgruppen von einer geringen „Hafttiefe“¹². Zwar lasse sich eine starke Solidarität der Mitglieder hinsichtlich Meinungen, Interessen und Gefühlen feststellen, auch sei die Norm gegenseitiger Verpflichtungen und guter Kameradschaft, ja treuen Zusammenhaltens, hoch entwickelt; doch die emotionalen Beziehungen zwischen den einzelnen Mitgliedern seien nur sehr gering. „Der Freund‘ scheint als Bezugsperson der Tiefenbindung, als Person, der man sich ‚in Schwierigkeiten‘ um Rat im Vertrauen als dem am nächsten stehenden Menschen zuwendet, so gut wie keine, als aktueller Freizeitpartner jedoch eine wichtige Rolle zu spielen.“¹³

6. *Informell.* Aus alledem ergibt sich die „Informalität“ jugendlichen Gruppen-

lebens. Sie besteht außerhalb der eigentlichen Jugendorganisationen und formell verfaßten Gruppen und hängt locker innerhalb eines bestimmten Rahmens, zum Beispiel eines Jugendzentrums.

Die Studie von Klaus Allerbeck und Wendy Hoag¹⁴ stellt einen außerordentlichen Anstieg der Mitgliedschaft in den informellen Gruppen von Jugendlichen in den letzten Jahren – von 1962 bis 1983 – fest. Danach sind die Daten von 16 auf 57 Prozent hochgeschwollen, also ein Anstieg von über 40 Prozent. Interessant ist auch die Beobachtung, daß Mädchen 1962 nur halb so oft wie Jungen in Cliques waren, daß es aber heute keinerlei Unterschied in ihrem Verhalten mehr gibt: Die Mehrheit von Jungen und Mädchen gehört heute Cliques an. Genau das ist ein Trend, der auch durch die neueste Shell-Studie „Jugendliche und Erwachsene '85“ bestätigt wird, und es ist eine Erfahrung, die wir in der Praxis ebenfalls gemacht haben.

In den jugendsoziologischen Studien werden vor allem vier Funktionen dieser verstärkten Gruppenbildungen hervorgehoben¹⁵:

1. In jugendlichen Altersgruppen üben die Mitglieder neue Formen von Autoritätsbeziehungen, und zwar frei vom Einfluß Erwachsener. Daher sind die Autoritätsunterschiede auch nicht so stark ausgeprägt und müssen sich gewissermaßen von der Sache her legitimieren. Autorität in der Gruppe setzt eine ständige Zustimmung der Mitglieder voraus. Freilich ist das Verhalten nicht ganz demokratisch, denn auch hier gibt es die Dominanz der stärkeren Charaktere; es dominieren Prestigekriterien wie körperliche Fähigkeiten, physische Stärke, Schnelligkeit, Reaktionsvermögen, Durchsetzungskraft usw.

2. Jugendliche Altersgruppen ermöglichen verstärkt ein jugendliches Selbstbewußtsein.

3. Jugendliche gewinnen in diesen Gruppen neue Formen von Solidarität. In den Altersgruppen wird die Fähigkeit vorbereitet, sich im Rahmen außerfamiliärer Sozialbedingungen für andere Gruppen und größere Gesellschaftskreise zu interessieren und einzusetzen.

4. Eine weitere Funktion besteht in der emotionalen Entlastung, vor allem von Spannungen, die Jugendliche im Bereich von Schule, Beruf oder Elternhaus aufladen.

Trotz dieser eindeutigen Funktionen bestehen gegenüber den traditionellen Formen der Sozialisation auch Verhinderungen von Prozessen zur Identitätsfindung. Friedrich Tenbruck, dem wir die nach wie vor wohl wichtigste soziologische Jugendtheorie verdanken, befürchtet, daß das Instabile, Flüchtige und Unverbindliche an diesen Gruppen, so sehr es den Strukturen der modernen Gesellschaft entspricht, auch auf eine Begünstigung flacher und allseitiger Kontakte hinausläuft¹⁶. Jugendliche werden dabei zwar erfolgreich im Sinn junger moderner Ideale, in Anpassung und Nützlichkeit, doch tragen diese Entwicklungen nicht besonders zur Bewältigung jugendspezifischer Identitätsprobleme bei,

weil ihre Strukturen nicht tief genug in die einzelne Persönlichkeit hineingelangen. Die starke Identifizierung der Altersgruppen und die damit zusammenhängende raschere Ablösung vom Elternhaus verlangsamte die Entwicklung zu größerer Selbständigkeit. Damit verstärkte sich die Tendenz zu einem generellen sozialen Konformismus, der sich auf die politische und gesellschaftliche Reife auf die Dauer fatal auswirken kann.

Wie sind wir mit diesen Daten und Phänomenen, wie sie sich im Rahmen unserer Jugendarbeit gestellt haben, umgegangen?

Die klassische Funktion der jugendsoziologischen Studien bestand darin, daß wir die differenzierten Alltagserfahrungen in der Praxis auf den Begriff der Clique bringen konnten. Wir erkannten den sozialen Tatbestand der Gruppenbildung und entschlossen uns zu einem gruppenspezifischen und gruppenorientierten Arbeiten. Das wichtigste Problem bei den Gruppen war die Beheimatung und ihre Festsetzung in einer Art „Gruppenest“, das heißt also in einem Raum, in dem sie sich einfühlten und einrichten konnten.

Obwohl Kirchenzentren seit einigen Jahren über eine beachtliche Raumkapazität verfügen, war es doch nicht leicht, plötzlich so viele Räume zur Verfügung zu haben in einem Zentrum, das auch von anderen Gruppen – von der Kleinkindspielschar bis hin zu den verschiedensten Seniorenclubs – in Anspruch genommen wurde. In dieser Not hatten wir den glücklichen Einfall, uns um die Beschaffung von Zirkuswagen zu bemühen, ein Vorhaben, das wir mit größter Entschiedenheit betrieben und das nach einigen Monaten schließlich auch zum Erfolg führte: Unter großem Aufsehen und nicht geringem Protest der Nachbarn wurden sieben Zirkuswagen in dem Gelände des Kindergartens und des Gemeindezentrums wagenburgartig aufgestellt. Damit war zunächst einmal das Problem der Räumlichkeiten gelöst. Auf diese Weise wurden die Jugendlichen in einen sozialen Zusammenhalt auch untereinander gebracht. Durch eine Form demokratischer Verfassung wurden sie über ihre eigenen Gruppeninteressen hinaus in die Mitarbeit in größere Zusammenhänge eingebunden. Gemeinsame Spiele, Feste, Fahrten suchten Verhaltensformen einzuführen, die an Rücksichtnahme auch über die Gruppe hinaus ein gemeinsames Interesse ausbildeten. Ohnehin hatte sich seit langem bewährt, daß das Gemeindezentrum von allen Altersgruppen genutzt wurde. Ohne Probleme hatte sich längst eine gegenseitige Rücksichtnahme durchgesetzt; es ist eigentlich nie zu Konflikten zwischen den Seniorenclubs, dem Vorkindergarten und den Jugendgruppen gekommen.

Die Zeit der Zirkuswagen gehört in Nied zu den schönsten Erfahrungen einer florierenden Jugendarbeit, in der sich trotz mancher Rückschläge Einfallsreichtum und Kreativität im manchmal zermürenden Alltag behaupteten. Doch auch die Zeit der Zirkuswagen war begrenzt. Mehr und mehr litten sie unter einer sehr starken Beanspruchung und Abnutzung; sie waren alt, und der Fäulnisprozeß schritt unaufhaltsam voran. Hinzu kam eine Dauerbelastung im Verhältnis zu den

Nachbarn, so daß wir nach knapp vier Jahren zu der Entscheidung kommen mußten, die Zirkuswagen wieder abzuziehen; gleichzeitig aber mußten wir irgendwie zu neuen Räumen kommen. Aus dieser Not heraus wurde unter der Kirche ein alter zugeschütteter Bunker entdeckt, der nach einigem Hin und Her zur Herrichtung eines Jugendraums freigegeben wurde. Gleichzeitig konnten andere Räume durch Unterteilung umgebaut werden. Auch verminderte sich die Raumnot im Lauf der Zeit dadurch, daß sich zwei Gruppen auflösten.

Die konsequente Orientierung an den Gruppeneinheiten machte sich auch durch eine verstärkte inhaltliche Zuwendung durch Auslandsfahrten, Fußballspiele, Bowlingspiele, Tischtennisturniere, Tanzgruppen, Videoabende und wie immer die nur kurzfristig tragenden Fixierungen heißen mögen bemerkbar. Durch unsere verstärkte Ausrichtung auf die Gruppe vermittelte sich auch bei den Jugendlichen selbst die Erfahrung, so angenommen zu sein, wie sie sich geben. Die Jugendarbeit entwickelte sich entlang von Strukturen, wie sie die Jugendlichen selbst ausbildeten. Dies bedeutete am Ende die Wahrnehmung der Chance der dezentralen Organisation eines stadtteilorientierten Jugendtreffs in zwei Kirchengemeinden mit fünf Diskothekräumen. Dominierend waren bei solcher Differenzierung nicht mehr interne Probleme des Zentrums als ganzem oder individuelle Belastungen einzelner, sondern eben dieser Zwischenbereich: das Phänomen und die Problematik der Gruppen selber.

Religion

Es wäre in diesem Zusammenhang interessant, noch eine Reihe von anderen Problemfeldern anzusprechen, etwa das des Alkoholismus und der Drogenabhängigkeit, das der Jugendarbeitslosigkeit und der Perspektivlosigkeit, das der Kriminalität oder des Verhältnisses der Jugend zur Erwachsenengeneration. Dies alles kann in diesem Zusammenhang nicht entfaltet werden.

Doch sei abschließend im Blick auf die jüngst vorgelegte Shell-Studie „Jugendliche und Erwachsene '85“¹⁷ noch auf einen Punkt eingegangen, nämlich den der Religion. Es wurde an der Shell-Studie „Jugend '81“ gelegentlich kritisiert, daß der Aspekt der Religiosität dabei zu wenig oder, genauer gesagt, gar nicht beachtet wurde. Dieser Kritik wurde in der neuesten Studie in dem Kapitel „Konfessionelle Milieus und Religiosität“ Rechnung getragen¹⁸.

Nun ist in der alltäglichen Praxis eines offenen Jugendzentrums von Religion eigentlich wenig zu spüren. Das gilt auch für das Jugendzentrum einer Kirchengemeinde, zumal in einem sozialen Milieu wie Nied. Doch beschränkt sich die Kirchengemeinde nicht auf den Bierkonsum in kirchlichen Räumen. Eines ist gewiß richtig: Die heutigen Jugendlichen stehen in Distanz zur Kirche, jedenfalls was die bürgerlichen Formen der Partizipation anbetrifft. Aber läßt sich der Grad

der Religiosität bei diesen Jugendlichen durch die Frage nach Gottesdienstbesuch, Beten oder etwa den Glauben an ein Weiterleben nach dem Tod messen?

Nicht nur im Blick auf „Rockerhochzeiten“ und traurige Umstände bei Motorradunfällen läßt sich aufgrund unserer Erfahrungen sagen, daß es eine religiöse Dimension in der Lebenswelt auch dieser Jugendlichen sehr wohl gibt. Sie äußert sich beispielsweise, generell gesehen, im Interesse an einer kirchlichen Begleitung bei den sogenannten Lebenswenden, das heißt bei Heirat, Geburt und Tod.

Von religiöser Bedeutung ist auch die finanzielle Unterstützung der Kirchen bei ihrem Einsatz für Entrechtete, Hilfsbedürftige und Obdachlose. Trotz mancher Kritik an ihr als Institution besitzt die Kirche auch in diesen Kreisen immer noch den Ruf, einer der wenigen Anwälte für mehr Verständnis und Miteinander unter den Menschen zu sein, eine Anwaltschaft, die bis in die Niederungen der häuslichen Kranken- und Altenpflege reicht. Und am Ende äußert sich Religiosität in der Stagnation der Kirchenaustrittswelle, auch und gerade bei den sogenannten unteren Schichten. Im Blick auf die entsprechenden Passagen in der außerordentlich beachtenswerten neuen Jugendstudie scheinen bei der Konzipierung die alten aufklärerischen Ladenhüter vom Verschwinden der Religion in der modernen Gesellschaft Pate gestanden zu haben. Transformation von Religion ist hier das Stichwort zur Sache, nicht Liquidation. Und Gerhard Schmidtchen ist mit seinen Untersuchungen¹⁹ nicht so leicht beiseite zu schieben, wie es in der Studie geschieht.

Gerade in der Religions- und Wissenssoziologie ist in den letzten Jahrzehnten die Unterscheidung zwischen einer substantiell-konfessionellen Religiosität und einer funktional-lebensorientierten Religiosität vorgenommen worden²⁰. Religiosität als eine anthropologische Konstante läßt sich eben nicht nur festmachen an der Orientierung an Gottesvorstellung, Kirche oder gar kirchlichen Lehren, sondern auch als eine Weise, das Ganze des Lebens zu betrachten, darüber nachzusinnen und sich Wege für sein eigenes Leben wie das der Gemeinschaft, in der man lebt, zu suchen²¹.

Interessant ist in diesem Zusammenhang Band 4 der letzten Shell-Studie „Jugend in Selbstbildern“. In dieser Teilstudie standen literarische, künstlerische und medienbezogene Produktionen von heutigen Jugendlichen im Mittelpunkt des Interesses. Obwohl bei dieser Studie eigentlich der Bereich der Religion im Fragebogen völlig ausgespart war, ließ sich aber doch bei ca. 16 Prozent der Einsendungen ein religiöses Element nachträglich ausmachen. Dies führte zu dem bemerkenswerten Essay der Studie von Waltraud Sziegaud-Roos „Religiöse Vorstellungen von Jugendlichen“²². Ohne hier im einzelnen auf die Vielfalt der inhaltlichen Vorstellungen einer mittelschichtsgeprägten Gruppe von Jugendlichen einzugehen, sei aber doch darauf hingewiesen, daß sich hier auf indirekte Weise jenes kollektive Phänomen funktionaler Religiosität festmacht, das es mit

einem differenzierteren Instrumentarium zu heben gilt, will man das Phänomen Jugend nicht nur an der Oberfläche prüfen.

Erfahrung – Analyse – Handeln

Es sind diese drei Aspekte, unter denen die Kreuzungslinien von Theorie und Praxis im konkreten Handlungsfeld eines offenen Jugendzentrums nachgezeichnet werden sollten. Deutlich werden soll dabei, eine wie wichtige Funktion das Studium vor allem jugendsoziologischer und jugendpädagogischer Literatur für die Herausforderungen im konkreten Alltag der Jugendarbeit besitzt, ja wie jede Praxis, die nicht blind sein will, auf solche Theorien und Fakten angewiesen ist. In Nied verdanken wir der vorliegenden soziologischen Literatur die klare Konturierung unserer Arbeit, weil es uns möglich war, beängstigende und verwirrende Alltagserfahrungen wie Gewalt, Gruppenbildung, Rechtsradikalismus, Alkoholumismus oder Arbeitslosigkeit zu erkennen, nüchtern zu analysieren und die entsprechenden Spannungsfelder zu entkrampfen.

So klar diese Zuordnungen sind, so beklagenswert ist leider der Umstand, daß sie nur selten vorgenommen werden. Das liegt daran, daß der Alltag in einem Jugendzentrum gar zu leicht der Versuchung Raum gibt, auf die eigene Kraft und pädagogische Nähe zu vertrauen und das eigene Handeln dabei nicht zu reflektieren und in Frage zu stellen. Dies führt dann auch in vielen großen gesellschaftlichen Einrichtungen unseres Staates dazu, daß die Herausforderung zu einer zeitgemäßen Pädagogik nicht entschieden und radikal genug aufgegriffen wird. Ich vermute, daß dies unter anderem auch daran liegt, daß selbst von sogenannten Profis die komplexen Zusammenhänge einer sich ständig wandelnden Situation der Jugendlichen in unserer Gesellschaft nicht erkannt sind. Statt dessen entfalten sich Bürokratie, Lethargie und eine starke Berufsfucht bei Sozialpädagogen. In dieser Situation nützt kein genereller Rundumschlag gegenüber kommunalen, parteilichen oder anderen gesellschaftlichen Gruppen.

Doch sei beklagt, daß vor allem die Kirchen in der Tendenz vor der Gesamtsituation der Jugend in unserer Gesellschaft heute versagen, besonders – soll ich sagen: wieder einmal? – vor der Arbeiterjugend. Viele ihrer kritischen Vertreter ergehen sich zwar in einer ästhetischen Bewunderung kirchlicher Aufbruchprozesse in anderen Kontinenten, doch sind sie selbst und die, welche sie kritisieren, nicht in der Lage, auch weithin nicht kompetent und letztlich nicht willens, sich zum Anwalt und entschiedenen Partner der Gruppe zu machen, deren Situation in unserer Gesellschaft verunsichert und in einem großen Wandlungsprozeß begriffen ist. Die offizielle Kirche ist in ihrer mittelständischen Selbstbefangenheit in der Jugendarbeit weitgehend auf Rekrutierung des Nachwuchses aus, das heißt, sie verwaltet allenfalls die Kinder ihrer eigenen Mitglieder. Und dabei bräuchte die

Jugend unserer Gesellschaft so dringend eine große Institution als offenen Begleiter und energischen und loyalen Anwalt ihrer Interessen. Daß es freilich auch anders geht, beweisen Initiativen an manchen einzelnen Orten zur Genüge: in Trier und Berlin, in Innsbruck und Wien, in Essen und Nürnberg und nicht zuletzt in Nied. Doch Ausnahmen bestätigen die Regel.

ANMERKUNGEN

¹ Zum Gemeindekonzept: F. Mennekes, Aufgerichtetes Zeichen. Profil einer umfeldbezogenen Gemeindegarbeit, in: Wenn sich die Kirchtüren öffnen. Beispiele aus einer Vorortgemeinde, hrsg. v. B. Serger, F. Mennekes, A. Nagel (Mainz 1982) 15–32. Zum Konzept der Jugendarbeit: F. Mennekes, Ortsgemeinde und Jugendarbeit, in: dieser Zschr. 203 (1985) 29–40; ders., Die Gemeinde als Träger diakonaler Dienste, in: Lebendige Katechese 7 (1985) 44–48.

² Vgl. F. Mennekes, Die Kunst Alfred Hrdlickas und die Gewalterfahrung in der Jugendarbeit, in: Zwischen Kunst und Kirche. Das Christusbild im Menschenbild, hrsg. v. F. Mennekes (Stuttgart 1985) 85–90.

³ Thesen zu den Jugendunruhen 1980 (Eidgen. Kommission für Jugendfragen, Bern 1980) 6. Wichtig sind auch die von der gleichen Kommission hrsg. „Stichworte zum Dialog mit der Jugend“ (Bern 1981).

⁴ Bericht der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen über die Lage der Jugend: Jugend in Nordrhein-Westfalen. Situation – Leistung – Tendenz (Düsseldorf 1982); Jugend '81, hrsg. v. Jugendwerk der Dt. Shell, 3 Bde. (Hamburg 1981). Immer diese Jugend! Ein zeitgeschichtliches Mosaik 1945 bis heute, hrsg. v. Dt. Jugendinstitut (München 1985).

⁵ P. Willis, „Profane Culture“. Rocker, Hippies: Subversive Stile der Jugendkultur (Frankfurt 1981).

⁶ Vgl. dazu: G. Witzgall, E. Bill, Per Expreß zum Untergang? Offener Jugendtreff, in: Serger, Kirchtüren, a. a. O. 78–85.

⁷ Willis, a. a. O. 19.

⁸ So vor allem: J. Clarke u. a., Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen (Frankfurt 1979); P. Willis, Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule (Frankfurt 1979).

⁹ Vgl. Hrdlicka und Jugendarbeit, a. a. O. Dazu verhalten uns auch Erfahrungen andernorts: J. Kraußlach u. a., Aggressive Jugendliche. Jugendarbeit zwischen Kneipe und Knast (München 1976).

¹⁰ K. Allerbeck, W. Hoag, Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven (München 1985) 34.

¹¹ F. Neidhardt, Die Junge Generation. Jugend und Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland (Opladen 1967) 65ff.

¹² J. Pieper, Grundformen sozialer Spielregeln (Frankfurt o. J.) 15.

¹³ L. Rosenmayr, Familienbeziehungen und Freizeitgewohnheiten jugendlicher Arbeiter. Eine Untersuchung an 800 Lehrlingen in Wien und Niederösterreich (Wien 1963) 185.

¹⁴ Allerbeck, Hoag, a. a. O. 38.

¹⁵ Neidhardt, a. a. O. 69f.

¹⁶ F. Tenbruck, Jugend und Gesellschaft. Soziologische Perspektiven (Freiburg 1965) 103.

¹⁷ Jugendliche und Erwachsene '85 im Vergleich, hrsg. v. Jugendwerk der Dt. Shell (Hamburg 1985), 5 Bde.

¹⁸ Ebd. Bd. 1, 265–304.

¹⁹ Vor allem G. Schmidtchen, Protestanten und Katholiken. Soziologische Analyse konfessioneller Kultur (München 1973).

²⁰ Jugendliche und Erwachsene '85, Bd. 1, 272.

²¹ Vgl. F. Mennekes, Soziologische Religionsbegriffsbildung, in: dieser Zschr. 195 (1977) 526–540.

²² Jugendliche und Erwachsene '85, Bd. 4, 334–386.